



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die irdische Bühne und doch noch als Pastor verlassen hat, war vor zwei Jahren aus der Leipziger Zeitung zu sehen. Eine reiche Gemeinde der Lommatzcher Gegend hatte ihm da einen prachtvollen Nachruf gewidmet.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Polentum und Volksschule. Der Verfasser des Grenzbotenartikels über den Posener Schulstreit vergleicht die Maßregeln der preußischen Schulverwaltung gegen das überwuchernde Polentum mit dem Verfahren des Mannes, der seinem Hunde, um ihn zu schonen, den Schwanz stückweise stuzte. Das Bild ist nur zur Veranschaulichung gewählt und lehrt seine Spitze — es wäre sonst auch eine verwerfliche Beleidigung — lediglich gegen die Verkehrtheit der Methode. In diesem Sinne ist es treffend. Aber der Patient hat zwar die verschiedenen Operationen mit Grimm gefühlt, ist jedoch nicht verstümmelt worden, sondern hat daraus immer neue Kraft gewonnen: das Polentum hat als Stamm das Beschneiden seiner Äste verwunden und das deutsche Pfropfreis verschlungen. Wie jede Energie auf ihrem Gebiete Erfolg hat, so ist er auch den Polen zu teil geworden, und wenn nicht Anerkennung, so sind wir ihnen doch dafür Achtung schuldig. Welches Bild von Kraftvergeudung, Inkonsequenz und Zerfahrenheit dagegen ergeben die Darlegungen des Verfassers auf unsrer Seite! Seine Kritik trifft jede Einzelmaßregel, auch die, deren Verteidigung seinen Aufsatz veranlaßt. Wird sich außer mir nicht vielen andern Lesern der Schluß aufgedrängt haben, daß die Zeit des Stückwerks dahin ist, daß nunmehr ganze Arbeit geleistet werden muß?

Wenn wirklich der Erzbischof von Stablenwski klagenden deutschen Eltern zur Antwort gegeben hat: „die Kirchensprache ist nun einmal polnisch,“ so zeigt er uns den Weg. Die Staatssprache in jedem Teil des Deutschen Reichs ist nun einmal deutsch. Die Staatssprache, also auch die Schulsprache, denn die Schule ist eine Staatsanstalt. Da die Polen jede Zulassung des Polnischen in der Schule dazu benutzen, die Kenntnis und den Gebrauch unsrer Sprache zu hintertreiben, so wird ihre Sprache als Unterrichtsgegenstand verbannt, auch die Lehrerseminarien lehren kein Polnisch mehr, und den Lehrern wird als Beamten verboten, polnischen Privatunterricht zu erteilen. Die polnischen Präpste mögen ihre Kirchensprache lehren: in der Kirche und im Pfarrhaus, aber nicht in Schulräumen, sie selber, aber keine Hilfskräfte. Und wenn der Primas von Polen den Religionsunterricht mit katholisch approbierten Lehrmitteln in deutscher Sprache nicht leiten lassen will, so verhindert eben er die Ausführung der Verfassungsbestimmung, die ihm diese Leitung zugesteht. Biblische Geschichte, den Kindern von einem katholischen Lehrer aus einem kirchlich approbierten Lehrbuch gelehrt, ist kein Kulturkampf; den weitem Inhalt des religiösen Unterrichts, den eigentlichen Religionsunterricht, mag der Geistliche in der „Kirchensprache“ vortragen, mit oder ohne Buch, und er wird dafür unter den Kindern nicht auf mehr polnische Analphabeten stoßen, als sein Vorgänger vor der ersten Teilung Polens zu unterrichten hatte, denn damals gab es keine Schulen oder so gut wie keine. Den Herren wird dadurch nur die Rehrseite der Medaille zu Gemüte geführt, nach deren Aufschrift Danzig von Rechts wegen noch heute eine polnische Stadt ist. Polnische „Pöffen“ sind es ja nicht, die im Namen von Religion und Freiheit in einem Teil des deutschen Reichsgebiets gespielt werden,

aber polnische Hegereien sind auf der Tagesordnung, und abgebrochen, nicht bloß abgeschwächt muß eine Entwicklung werden, in deren Verlauf wir es erlebt haben, daß in einem deutschen Landtag behauptet wurde, in Preußen sei auch das Polnische Staatsprache. Wer nicht hören will, muß fühlen, und wer seine Rechte mißbräuchlich überspannt, die entsprechenden Pflichten mit Füßen tritt, muß sich gefallen lassen, daß ihm der Herr im Lande die Wege weist, die Rechte schmälert.

Kein Land, das sich fühlt und seiner Einheit bewußt ist, weiß es anders, als daß die Staatsprache herrscht, und daß andre Idiome, Sprachen und Mundarten, nur als Verständigungsmittel und nur dann, wenn sie sich mit dieser untergeordneten Stellung begnügen, gebildet werden dürfen. Staatlich gepflegt darf nur die Staatsprache werden. Die Polen selbst wissen es am besten: man schaue darauf, welche Pflege sie dem Ruthenischen oder Kleinrussischen, der Sprache der meisten Einwohner Galiziens, gönnen oder nur erlauben. Wenn England gegen Irland keine andre Sünde begangen hätte, als daß das Keltische vom Englischen verdrängt worden ist, so hätte es ein ruhiges Gewissen. Wenn von Frankreich in dieser Hinsicht gesprochen wird, so vergißt man, daß es außer  $1\frac{1}{4}$  Millionen Bretonen,  $\frac{1}{2}$  Million Italiener, 100 000 Basken und 200 000 Blämen, auf zwei Fünfteln seines Gebiets viele Millionen Einwohner hat, die Provenzalisch sprechen, eine selbständige Sprache von stolzer Vergangenheit und lebendiger Gegenwart. Französisch müssen diese vielen Franzosen erst lernen, sie thuns auch in der Schule, aber keine Schule unterrichtet sie in ihrer Sprache, und kein Stück des öffentlichen Lebens weiß etwas davon. Kein Gericht kennt offiziell das Provenzalische, kein Gemeindeprotokoll und keine Zivilstandsurkunde ist darin abgefaßt oder übersetzt, und wenn der französische Steuerzettel nicht bezahlt wird, so wird unweigerlich gepfändet; die Bretonen sind die treuesten Söhne der katholischen Kirche, aber eine bretonische „Kirchensprache“ würde ihren Geistlichen als ein Urding erscheinen. Und in Spanien ist es mit dem Katalonischen, in Italien mit den sehr selbständigen Dialekten nicht anders. Was bekümmert sich das offizielle Nordamerika um unsre Sprache, trotz der vielen Millionen Deutschamerikaner? Und in Rußland und Ungarn wird von Staats wegen die höhere Kulturprache zu Gunsten der tieferstehenden Staatsprache mit brutaler Energie unterdrückt: die Brutalität und Unterdrückung wollen wir ihnen lassen, die energische Bevorzugung der Staatsprache ist ihnen nicht zu verdenken. Die Schweiz ist ein abnormes Staatsgebilde, und der wärmste Freund Österreichs wird die österreichische Sprachenpolitik nicht nachahmungswürdig finden. Sonst überall sehen wir als selbstverständliches Staatsgebot am Werke, was nur in Deutschland mißachtet wird. Wir ernten in den polnisch gemischten Landesteilen Preußens nur, was wir gesät haben. Nicht das ist der Fehler, daß wir die Masse der Polen zu einer höhern Stufe erhoben, die Landbevölkerung mit menschenwürdigem Dasein erst bekannt gemacht haben, sondern außer dem ewigen Wechsel in der Art, Vorsehung zu spielen, das Übersehen der sich immer erneuernden Erfahrung, daß Dankbarkeit keine Münze fürs praktische Leben ist, und daß Kraft, die durch tatsächliche und rechtliche Begünstigung großgezogen wird, ihr eignes Gesetz hat: wächst sie dem, der sie großgezogen hat, nicht zu, verschnülzt sie sich nicht mit ihm, so kehrt sie sich gegen ihn. Es ist ja nur ein Teil dessen, was versäumt wurde, wieder gut zu machen, aber der Sukkurs, den polnische Kraft aus der Pflege des Polnischen in der Schule zieht, kann für die Zukunft abgeschnitten werden. Und es kann dies zum Glück auf administrativem Wege geschehen, ohne Parlamentsstaub aufzurühren. Daß der Verfasser des Aufsatzes über den Posener Schulstreit mit einer solchen Lösung einverstanden ist, scheint mir nicht zweifelhaft, politisch wirken und werden kann sie jedoch nur als fest formulierte Forderung. Deshalb ist hier eine solche aufgestellt worden.

x

Rußland und Tibet. Die englischen Zeitungen haben sich jüngst und nicht ohne Grund darüber aufgeregt, daß der Dalai Lama von Tibet, das Oberhaupt des geistlichen Mongolenstaats, eine Gesandtschaft und Geschenke zum Zaren von Rußland geschickt hat, und daß somit dieser chinesische Tributstaat in direkten Verkehr mit einer auswärtigen Macht getreten ist. Diese Gesandtschaft soll in Erwiderung einer geheimen russischen Mission erfolgt sein, die unter einem Herrn Badmajew, Professor der chinesischen Sprache an der Universität St. Petersburg, vor anderthalb Jahren nach Tibet und der Mongolei ging. Aber die direkten und indirekten Beziehungen Rußlands und Tibets sind älter; wer das jüngst erschienene ausgezeichnete Buch Albert Grünwedels: „Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei“ aufmerksam liest, zu dem der in der tibetischen Angelegenheit eine große Rolle spielende Fürst Uchtomskij die Einleitung geschrieben hat, derselbe, der auch seinerzeit Zar Nikolaus auf seiner Weltreise begleitete, der wird erkennen, wie geschickt es die Russen schon längst angefangen haben, ihre Größe im Innersten Asiens verkünden zu lassen, und wie trefflich Rußland heidnischen Boden zu präparieren verstanden hat. Missionare, die den einzig wahren griechisch-katholischen Glauben in Tibet verkünden sollten, hat das christliche Rußland nicht hingeschickt. Hat man überhaupt auch in China von der Ermordung oder Schädigung griechisch-katholischer Missionare gehört? Katholische und protestantische Verkündiger des Christentums haben für die Propaganda des Glaubens leiden müssen und ihre Ursprungsländer dadurch in Ungelegenheiten gebracht. Aus diesem Grunde hat Rußland keine Streitigkeiten mit China. Missionsthätigkeit, wenn man das religiöse Ukaßwesen des heiligen Synod damit bezeichnen kann, spart sich die russische Kirche auf, bis die Völker klein gemacht sind. Und da sich die den Russen unterworfenen Muhammedaner, Buddhisten und Götzendiener in religiös-geistiger Beziehung nicht klein machen lassen, so gelingen die Missionsaufsätze nur bei zivilisierten Völkern des großen russischen Reichs. Die katholischen Polen und die deutschen Evangelischen der Ostseeprovinzen, denen sich als dritte im Bunde die Finnländer bald anschließen werden, wissen davon zu erzählen. Auch bei den Juden Rußlands hat die religiöse Propaganda noch nicht viel ausgeführt, da die orthodoxen russischen Juden an Überzeugungstreue oder auch Starrköpfigkeit in Glaubenssachen es mit Muhammedanern und Buddhisten wohl aufnehmen. Wie aus zahlreichen Stellen bei Grünwedel und Uchtomskij hervorgeht, macht aber Rußland nicht allein keine Propaganda für sein Christentum; im Gegenteil, es protegiert den tibetischen Buddhismus sowohl seiner Untertanen wie in Tibet selbst auf jede mögliche Weise. Uchtomskij schreibt: „Hunderte von Buräten (russische Untertanen) gehn jährlich auf die Wallfahrt durch die Mongolei nach den Zentren der tibetischen Gelehrsamkeit. Die Wegweiser und Pioniere des russischen Handels und des guten Rußs, den wir genießen, die Vertreter des russischen Namens im Herzen der gelben Welt, sind bescheidne Leute in kläglichen Langrücken, auf unansehnlichen Pferdchen oder auf Kamelen. Diese unsre halbwildnen Heiden gehn dorthin an den den europäischen Forschungsreisenden mühsam zugänglichen Kufunor, nach Amdo und Zaidam, in das geheimnisvolle Dschilunbo und die an Indien anstoßenden Gebirgsländer mit einer Beherztheit und Leichtigkeit, wie man aus großen Städten Ausflüge ins Grüne unternimmt. Dieses Element trägt unbemerkt tief in die innersten Wildnisse Asiens hinein, mitten in halbunbekannte Einöden, lebensvolle Vorstellungen vom weißen Zaren und vom „weißsteinigen Moskau,“ aus dem das riesenhafteste Reich erwachsen ist, das Moskau, das die kleinern orientalischen Völker an sich zu fesseln suchte, nicht durch Kampf allein, nicht durch Härte, sondern durch Wohlwollen. In Rußland hat augenblicklich fast noch kein Mensch auch nur eine Ahnung davon, was für eine für das Gesamtreich nutzbringende Arbeit die bescheidnen russischen Samaiten vollbringen, viele hundert Kilometer weit von der

sibirischen Grenze. Diese Wirksamkeit werden erst die künftigen Generationen wahrnehmen und nach ihrem vollen Umfange schätzen lernen.“ Hier sind die Ereignisse den Worten des Fürsten Nchomskij vorausgeeilt, wenn der Dalai-Lama trotz seiner Abhängigkeit von China mit Rußland offiziell in Verbindung tritt. Aus Grünwedels Buch habe ich aber noch mehr und schon sehr alte Beziehungen von Rußland und Tibet herausgelesen. Da ist die buddhistische Göttin Târa, das weibliche Gegenstück des Buddhabegriffs, die Catti par excellence, die Erlöserin. Von der Zeit her, als Katharina und Elisabeth auf dem russischen Throne saßen, ist in den russischen Selbstherrschern die Göttin Târa inkarniert. Daß die russische Regierung dieses buddhistisch-tibetische Dogma protegirt, ist klar. Angenehmer, als daß auch Zar Nikolaus ein wieder fleischgewordener mongolischer Gottesbegriff ist, kann dem heiligen Synod nichts sein.

Die Erbfolge der lamaistischen Hierarchen wird gewöhnlich als die khubilganische bezeichnet. Khubilgan ist die körperliche Manifestation eines Bodhisatva, einer, dessen Wesenheit (satva) die Erkenntnis (Bodhi) ist, das heißt das Wesen, das durch eine besondere Heilthat mit dem ausgesprochenen Wunsche, Buddha zu werden, seine Qualifikation dazu erlangt hat. Für den Khubilgan geht die Wiedergeburt, ähnlich der des Dalai Lama, auf folgende Weise vor sich: sobald ein Großlama stirbt, geht die Seele des Bodhisatva auf ein unbekanntes Kind über, das neunundvierzig Tage, nachdem der Geist die Hülle des Verstorbenen verlassen hat, oder länger danach geboren sein muß. Orakel bestimmen den Ort, wo das Kind gefunden werden soll usw. Es tritt später in ein Kloster ein; Studium und Askese sind sein Los. Alt werden die Dalai Lamas meist auch nicht; die chinesische Regierung läßt sie gern aus dem Wege räumen. So viele Bodhisatvas es giebt, so viele Khubilgans giebt es auch. Ein solcher in höchster Verehrung stehender tibetischer Heiliger hat aber schon vor einigen Jahren Rußland, d. h. Transbaikalien besucht: der tibetische Khubilgan aus sKu=’bum, ein junger, hübscher, intelligenter Kerl, wie er bei Grünwedel Seite 78 abgebildet ist.

Der weiße Zar, die Inkarnation der Târa, und der Dalai Lama, die Inkarnation des großen Bodhisatvas, kommen schon zusammen; und dies Bündnis ist ein ganz natürliches. Rußland ist sehr rücksichtsvoll gegen seinen heidnischen Bruder und läßt ihn nach seiner Façon so selig werden, als er will. Aber die andern europäischen Völker lernen nicht von diesem klugen, beharrlich auf seine Ziele hinarbeitenden Staate, der die Leute in Glaubenssachen erst hängt, wenn er sie hat, und auch beim „Haben“ unterscheidet, ob physische und moralische Macht dazu vorhanden sind. Rußland hat längst eingesehen, daß gegenüber Muhammedanern und Buddhisten die christliche Moral nicht wirken kann. Die Anhänger des Konfutsje gehören auch dazu. Drum läßt es auch seine Hand von der christlichen Mission in China.

Bestätigt wird das durch eine Notiz der Frankfurter Zeitung vom 16. Oktober. Ein Petersburger Korrespondent schreibt ihr, daß es in China nur vier griechisch-orthodoxe Kirchen gebe, zwei in Peking, je eine in Urga und in Hankau. So sage ein kirchliches Organ in Irkutsk. Eine fünfte Kirche in Dun=Din=Du wurde von den Aufrehrern eingäschert. Hierin liegt der Beweis dafür, wie vorsichtig die Russen es vermeiden, den heidnischen Völkern mit ihrem Glauben zu imponieren.

Ein Verteidiger Haackels. Der Verlag von Emil Strauß in Bonn schickt mir die Broschüre zu: „Der Kampf um die »Welträtsel«. Ernst Haackel, die »Welträtsel« und die Kritik. Von Heinrich Schmidt (Jena).“ Der Verfasser bespricht die erschienenen Kritiken der „Welträtsel“ und sucht dabei Haackels eigentliche Meinung klar zu machen. Von einer gründlichen Antikritik kann keine Rede sein, da auf 64 Seiten nicht weniger als 72 Broschüren und Zeitschriftenaufsätze abgefertigt werden. Meinen Aufsatz: „Haackels Schwanengesang“ im 27. Heft

schlachtet er in dem Kapitel „Litterarischer Unfug“ mit dem Satze ab: „Am dicksten wird der litterarische Unfug in den Grenzboten getrieben.“ Er teilt daraus drei kurze Stellen mit und setzt zu jeder eine kleine spöttische Glosse. Das nehme ich ihm nicht übel. Er ist ein begeisterter Apostel Haeckels, es schmerzt ihn tief, zu sehen, wie wenig sein Messias der bösen und dummen Welt imponiert, und so schreibt er denn aus unwirscher Laune heraus. Ich würde deshalb auch kein Wort dazu sagen, wenn er mir nicht einen Irrtum oder vielmehr einen Mangel an Wissen nachgewiesen hätte, den ich zu bekennen verpflichtet bin. Nicht in der zweiten und der dritten der von ihm angeführten Stellen. Von meiner Behauptung, daß der Mensch nur das begreife, was er, die erforderlichen Hilfsmittel und technischen Fertigkeiten vorausgesetzt, selbst machen könne, schreibt er nur: „Der Vater dieses konfusen Gedankens ist übrigens nicht Carl Zentisch, sondern Professor Otto Liebmann. Derselbe sagt in seiner Analyse der Wirklichkeit usw.“ Schon möglich, daß ich den Gedanken, der nicht im mindesten konfus, sondern sehr klar und einfach ist, anderswoher empfangen habe, aber von Otto Liebmann habe ich ihn sicherlich nicht, denn dessen Analyse der Wirklichkeit habe ich nicht gelesen, und den Gedanken hege ich schon seit vielen Jahren, mag ihn wohl auch schon gelegentlich ausgesprochen haben, vielleicht sogar öfter. Übrigens kommt es nicht selten vor, daß mehrere Denker unabhängig voneinander denselben Einfall haben. Und die Thatsache, daß die Bienen ihr Flugloch nicht wiederfinden, wenn der Stock von der Stelle gerückt wird, habe ich der Frankfurter Zeitung entnommen, deren Leitung dem Darwinismus sehr freundlich gesinnt ist, und deren Feuilleton in naturwissenschaftlichen wie in andern Dingen von Fachmännern bedient wird. Wenn Schmidt die Sache äußerst lächerlich findet, so trifft sein Spott nicht mich, sondern den Bienenkundigen der Frankfurter Zeitung. Aber in der ersten der von ihm aufgegriffenen Stellen spreche ich von den schönen Panzern der Radiolarien und sage: „Herr Haeckel soll sich . . . das einfachste und kleinste Kalkpanzerchen wachsen lassen,“ und Herr Schmidt belehrt mich nun, daß sich die Radiolarien ihre Panzerchen von Kieselerde oder Acanthin wachsen lassen. Darauf könnte ich erwidern: Ich habe ja gar nicht gesagt, daß die Panzer der Radiolarien aus Kalk bestehn, ich habe nur gesagt, Haeckel sei nicht imstande, sich einen Kalkpanzer wachsen zu lassen, und habe hier das Wort Kalk hinzugefügt, weil das menschliche Knochengerüst aus phosphorsauerem Kalk besteht und für eine feste Schutzhülle, wenn uns eine wüchse, wahrscheinlich dasselbe Material verwandt werden würde. Doch ich will offen bekennen, daß ich nicht gewußt habe, woraus die Panzer der Radiolarien bestehn, deshalb auch, wo ich von diesen rede, das Wort Kalk nicht hinzugefügt habe, obwohl ich allerdings vermutete, daß es Kalk sein möge, da dieser Stoff auch für die Schutzhüllen der Schalthiere verwandt wird. Aber um den Gedanken auszusprechen, daß ein Meerestierchen sicherlich nicht vermöge, was nicht einmal ein Haeckel vermag, und daß daher ein Höherer jenem seinen Panzer und diesem seine Knochen gebildet haben müsse, war es schlechterdings nicht nötig, zu wissen, daß die Panzer der Radiolarien aus Silicium bestehn, und wenn Herr Schmidt schreibt: „Zentisch mag sich erst einmal etwas in einem Lehrbuch der Zoologie umsehen, dann wird er — vielleicht — mitsprechen können über ein Buch, dessen Inhalt zum größten Teil eine zoologische Philosophie ist,“ so müssen die Grenzboten diese Forderung als eine unverschämte Unmaßung zurückweisen. Wenn die Grenzboten einmal bei der Entscheidung einer zoologischen Frage mitwirken wollen, werden sie einen Zoologen einladen; die Frage, ob die organischen Geschöpfe ohne eine planvoll schaffende Intelligenz entstanden sein können, ist schlechterdings keine zoologische Frage, sondern eine Frage der Philosophie, wo nicht des gesunden Menschenverstands. Der römische Papst nimmt doch die Unfehlbarkeit bloß in Sachen der Kirchenlehre in Anspruch, und als er sich 1887 in die Septennatwahlen einmischte, haben ihm

die deutschen Katholiken rund heraus erklärt: Unsere Wahlangelegenheiten gehn dich gar nichts an, davon verstehst du nichts! Der Papst von Venedig aber entscheidet philosophische, exegetische, kirchengeschichtliche, psychologische, pädagogische Fragen, reformiert die Vorbildung der Juristen, und das alles soll nun jeder Mensch, der nicht auf einer zoologischen Station gearbeitet hat, ohne Widerrede gläubig hinnehmen! Nach Schmidt „muß“ Haeckels monistisches Bekenntnis von allen Naturforschern geteilt werden, die vier Bedingungen erfüllen. Die erste Bedingung lautet: „genügend Kenntnisse im Gesamtgebiet der Naturwissenschaft, vor allem in der Entwicklungslehre,“ und Herr Schmidt ist so freundlich beizufügen: „wer, wie z. B. Zentsch, der Laie\*) in den Grenzboten, nicht einmal die erste dieser Bedingungen zu erfüllen vermag, dem muß die Befähigung zu einem Urteil über Welträtsel Dinge a priori abgesprochen werden.“ Nun, ich habe, um — nicht über die Zoologie sondern — über die Philosophie einiger Zoologen mitsprechen zu können, den ganzen Darwin, die allermeisten Schriften Haeckels, die Werke Weismanns, ein Duzend Bücher von weniger bekannten Autoren durchstudiert und unzählige naturphilosophische Schriften gelesen; hat Haeckel, ehe er über das Konzil von Nicäa schrieb, wenigstens Hefeles Konziliengeschichte studiert, oder hat er sich mit seinem Saladin begnügt?

Da ich mich nun doch noch einmal mit der Haeckelei befassen muß, will ich auch über die Sache noch etwas sagen. Schmidt schließt sein Vorwort mit dem Ausruf: „Nie Dualismus! Nie Monismus!“ O nein, das ist nicht das Feldgeschrei. Die Frage, ob Monismus, ob Dualismus, ist von geringer theoretischer und praktischer Bedeutung und hat nichts Aufregendes. Den Dualismus der Erscheinungen erkennt auch Haeckel an; daß ein Gedankenbau oder eine Empfindung anders aussieht und in eine andre Reihe von Erscheinungen gehört als ein Holzblock oder ein Stein oder eine mechanische Bewegung, stellt er nicht in Abrede. Wie aber die zwei Erscheinungsreihen metaphysisch zusammenhängen, ob sie auf eine oder auf zwei Grundursachen zurückgehn, und ob sie mit der Grundursache eines Wesens sind, das ist theoretisch unerforschlich — wir haben nur Vermutungen darüber — und praktisch ohne Bedeutung. Wenn Schmidt dekretiert, der spinozistische Substanzbegriff, den auch Haeckel annehme, sei nichts Metaphysisches, die Substanz liege „in ihren Daseinsformen durchaus diesseits der Erfahrung,“ so verweigert die Mehrzahl der Denker diesem Dekret die Unterwerfung; sie können nun einmal nicht finden, daß die Erscheinungen den zureichenden Grund ihres Daseins in sich selbst trügen. Die Dualismusfrage würde nur dann praktische Wichtigkeit gewinnen, wenn die parssische oder die manichäische Form des Dualismus noch einmal um sich griffe. Vielmehr handelt es sich in dem großen Geisterkampf unsrer Zeit um zwei andre Fragen. Die erste lautet: Ist es denkbar, daß die Welt der Erscheinungen einschließlich der geistigen auf rein physikalischem Wege, durch mechanische Bewegung von körperlichen Massenteilchen, ohne eine schaffende und ordnende Intelligenz entstanden sei? Die Undenkbarkeit leuchtet nun nicht bloß von vornherein dem gesunden Menschenverstande ein, sondern sie ist auch von Naturforschern wie Baer und Loze und von Philosophen wie Eduard von Hartmann so sonnenklar bewiesen worden, daß die Jesenser Dekrete ex cathedra gegen die klare und feste Überzeugung der Mehrzahl der Denker nichts ausrichten. Die zweite Frage lautet: Ist die intelligente Grundursache der Welt persönlich und bewußt oder unpersönlich und unbewußt zu denken? In dieser Frage ist die Entscheidung schwieriger, eine klare wissenschaftliche Überzeugung kaum zu erlangen, und die Mehrzahl der Denker

\*) Er fragt, warum ich mich nicht auch in diesem Aufsatz ausdrücklich als Laien vorgestellt habe? Weil, wenn man dem Publikum so etwas bei der ersten Vorstellung gesagt hat, man es nicht bei jeder Gelegenheit zu wiederholen braucht.

neigt der zweiten Alternative zu, in der Schulsprache ausgedrückt: sie sind Pantheisten oder Atheisten und lehnen den reinen wie den semipantheistischen Theismus ab. Ich wiederhole, daß ich keinem einen Vorwurf daraus mache, wenn er sich zum Pantheismus oder zum Atheismus bekennt. Aber der Theismus in der Form des Christentums ist der Glaube der Mehrzahl der Menschen des europäischen Kulturkreises, und im Deutschen Reiche leben allermindestens zehn Millionen Erwachsene, denen ihre Religion heiliger ist, als Herrn Haackel und seinen vielleicht zehntausend Anhängern ihr Darwinismus. Jene Religion mit Nebenarten, die weder zur Zoologie noch zu irgend einer andern Wissenschaft gehören, in rohester Weise zu beschimpfen, war eine Ungezogenheit, die auch dann durch nichts entschuldigt werden könnte, wenn der, der diese Schimpfereien niedergeschrieben hat, nicht Hochschullehrer und Doktor in vier Fakultäten wäre, und das mußte in allen anständigen Zeitungen gesagt werden. Zum Schluß wiederhole ich, um Mißverständnissen und Verdrehungen vorzubeugen, noch einmal, daß ich selbst semipantheistischer Theist und als solcher Monist bin und gegen die Entwicklungslehre in der Form, wie sie Eduard von Hartmann versteht, nicht das mindeste einzuwenden habe, wofern sie nicht den Anspruch erhebt, als Dogma anerkannt zu werden, denn Gewißheit läßt sich auf diesem Gebiete, das jenseits der Grenzen der menschlichen Erfahrung liegt, nicht erlangen.

C. J.

Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche. Die Grenzboten haben kaum Anlaß, nochmals auf Friedrich Nietzsche zurückzukommen. Auch wir bedauern, daß in diesem Manne eine ungewöhnlich feine Natur durch maßlose Begeisterung vorzeitig zu Grunde gerichtet worden ist, wir schätzen seine scharfe Beobachtungsgabe für das Kleine, seine Virtuosität im epigrammatischen Stil und gönnen ihm auch einen Platz in der Geschichte der Cyniker. Wir lehnen es aber immer und immer wieder ab, ihn unter die großen Originaldenker einzureihen. Nietzsche fuhr mit größerm Gallo als andre Trabanten in fremden Kutschen, aber abhängig und unselbständig war er doch. Seine ersten Werke entstanden auf Stichworte, die in Bayreuth gegeben wurden, dann machte er aus dem horazischen *Odi profanum vulgus* die berühmte Herrenmoral, und geendet hat er damit, daß er die „Offenbarung Johannis“ nachäffte. Geistvolle Übertreibung wars, wodurch er auf die heutige Halbbildung so mächtig gewirkt hat; durch sie wurde er das Sprachrohr einer Generation, die im unmittelbaren Gegensatz zu dem Goethischen Zeitalter die tobenden Stimmen liebt. Aus dieser Thatsache ergibt sich, daß wir werden mit einer Nietzsche'schen Schule zu rechnen haben, und weil sie ein Lebenszeichen dieser Schule ist, nehmen wir von der Gedächtnisrede Notiz, die Ernst Horneffer am Sarge des Verstorbenen am 27. August gehalten und dann im Druck veröffentlicht hat. \*) Statt der Kritik geben wir einen ihrer Sätze:

„Das ist keine Nacht, die mit diesem Tode hereinbricht, wie bei andern Menschen; das ist ein Morgen, ein neuer Tag. Unendliche Morgenröten sehen wir aufleuchten. Wie alles in ihrem Lichte gebadet liegt! Spüren wir es nicht? Ich glaube zu sehen, wie der Tote sich aufrichtet, wie er hoch aufsteht — und zu seinen Füßen stürzt sich eine Welt.“

Nebensächliches zum Griechischen und Lateinischen. Die Leser der Grenzboten haben durch die trefflichen Aufsätze von Carl Zentisch, die jetzt als „Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum“ in Buchform erschienen sind, eine vorzügliche Übersicht über das gewinnen können, was das Studium des klassischen Altertums dem Menschen des angehenden zwanzigsten Jahrhunderts noch immer bieten kann. Darauf verweisend will ich auch nicht von den Reformgymnasien

\*) Göttingen, Franz Wunder.

und dem Vorteil sprechen, den das Lernen des Französischen vor dem Latein (wohlverstanden bei ausgesuchten Lehrern und Schülern) in Frankfurt a. M. bieten soll. Nur ein paar kleine Besefrüchte möchte ich geben. In der letzten Zeit sind mir öfter kritische Berichte vorgekommen, in denen die Wirkung der Meisterwerke des klassischen Altertums auf ein großes Publikum als außerordentlich geschildert worden ist. Und das war nicht bei der idealen deutschen Nation, sondern bei den praktischen Engländern, den Amerikanern, ja bei den Australiern der Fall. Die englischen Colleges zu Oxford und Cambridge und das zu Harvard in Amerika und andre mehr führen jährlich griechische Tragödien in der Ursprache auf; hier ist das Publikum hochgebildet. In das stehende griechische Theater zu Bradford, wo dieses Jahr der Agamemnon des Aeschylus auf dem Repertoire ist, kommt schon eine gemischtere Zuhörerchar. Im vorigen Jahre hat man aber die Alkestis des Euripides in griechischer Sprache in Melbourne in Australien aufgeführt vor „gewöhnlichem“ Publikum, das sich durch ganz besondern Skeptizismus gegenüber dem klassischen Altertum auszeichnen soll. Und wie wirkte das 2300 Jahre alte Stück, dem die Zuhörerchar nur an der Hand gedruckter englischer Übersetzungen folgen konnte? Es war ein ungeheurer tiefer Eindruck, wie wir der von dem Trinity College in Dublin herausgegebenen philologischen Zeitschrift Hermathena entnehmen: atemloses Stillschweigen am Schluß, dann fanatischer nicht endenwollender Beifall. Dr. Alexander Keeper, der Direktor vom Trinity College in Melbourne, hatte die glänzende Einrichtung und Ausstattungs besorgt, die ohne Rothurn und Masken allerdings nicht genau nach klassischen Mustern war. Auch bestand der Chor aus sechsundsiebzig Sängern; die Musik war von Marshall-Hall, Professor an der Melbourne University, dazu komponiert worden. — Eine amerikanische Statistik weist nach, daß sich an den amerikanischen Colleges die Zahl derer, die Latein und Griechisch studieren, in fünf Jahren verdreifacht und verdoppelt hat, während die für das praktische Leben, für das nach unsrer Ansicht der Amerikaner erzogen werden soll, notwendiger Doktrinen als Physik, Chemie, Mathematik 1898 kaum mehr Studierende aufwiesen als fünf Jahre vorher. Sollen wir jetzt zur praktischen Nation gemacht werden? — Karl Spitteler, der eine sogenannte Selbstanzeige seines „Olympischen Frühlings“ im Kunstwart von Albenarius (1. Juli) schreibt (es ist eigentlich eine in Neuveville in der französischen Schweiz gehaltne Rede), sagt: „Wenn in Frankreich unter den gelben 3,50 Franken-Büchern etwas erscheint, das vom Olymp und vom klassischen Altertum handelt, sieht man es an, freut sich, wenn es schön ist, und bedauert, wenn es nichts wert ist. Erscheint so etwas in Deutschland unter den 6 Mark-Büchern, so verlangt man sofort nach dem Arzt, um den Schriftsteller oder Dichter (auch den Verleger) auf seinen geistigen Zustand untersuchen zu lassen. Ist vielleicht Mythologie keine Mode mehr? Walküre in Berlin, München, Paris, London, Zürich, Mailand, Rom; Wotan, Fricka, Freya, Loge auf allen Brettern. Darf man sagen: Quid nobis Hecuba? Hekuba ist Fasner noch wert.“ Richard Wagner hat ja seine Verdienste um die Wiederbelebung der deutschen mythologischen Studien, aber der reine selige Schönheitsglanz des Olymp ist bei Walhalls Göttern nicht zu finden. — Daß auch den Koryphäen der klassischen Altertumswissenschaft „weltliche“ Ehren im Auslande zu teil werden, zeigt die Erhebung von R. C. Jebb, dem hervorragenden englischen Gräzisten, in den Ritterstand durch die Königin von England. Dies wird allgemein in England, wo man die bei uns übliche Hofrat-, Geheime Hofrat- und persönliche Adelswirtschaft — nach Dienstalter wohlverstanden, nicht nach Verdienst — nicht kennt, als eine Hulddigung für den Wert der klassischen Studien angesehen. — Zum Schluß noch eine Notiz der Great Eastern Railway Company — über Abfahrtszeiten ihrer Züge und die Verbindlichkeiten der Kompagnie zur Beförderung der Reisenden — in lateinische Distichen übersetzt. Diese Notiz ist in

der präzisen Sprache der Alten trotz des Verszwangs viel verständlicher als in der schwülftigen Juristensprache Englands, während man doch im allgemeinen der englischen Sprache knappe Ausdrucksweise nicht absprechen kann. m.

Berichtigung. In dem Aufsatz „Der Posener Schulstreit“ der Nummer 41 ist auf Seite 70 im zweiten Absätze versehentlich eine falsche Jahreszahl stehen geblieben. Die Wiederzulassung des Unterrichts im Schreiben und Lesen der polnischen Sprache ist nicht, wie dort angegeben ist, im Jahre 1893, sondern erst im Jahre 1894 erfolgt. Der betreffende Ministerialerlaß ist im März 1894 ergangen.

Bei dieser Gelegenheit sei eine Erläuterung zu einer andern Stelle des genannten Aufsatzes erlaubt. Auf Seite 73 ist im Absätze 2 über den Mangel organisierter deutscher Pfarrgemeinden in der Provinz Posen geklagt. Die betreffende Äußerung: „Zwar giebt es hier und da, wo deutsche Katholiken in größerer Zahl leben . . . eine deutsche Pfarrgemeinde . . .“ könnte leicht so gedeutet werden, als sollte das Bestehn deutscher Pfarrgemeinden in größerer Zahl überhaupt in Abrede gestellt werden. Dem gegenüber sei ausdrücklich betont, daß in den ganz oder überwiegend deutschen Kreisen im Westen und Nordwesten der Provinz überall deutsche katholische Pfarrgemeinden bestehn. Das Erzbischöfliche Ordinariat zu Posen hat die Zahl der deutsch-katholischen Parochialkirchen in der Provinz Posen kürzlich auf mehr als fünfzig angegeben. Aber in den Kreisen, wo deutsche Katholiken in größerer Zahl unter einer überwiegend polnischen katholischen Bevölkerung leben, scheint kaum eine selbständige deutsche Pfarrkirche für sie vorhanden zu sein, nicht einmal in den Hauptorten Posen und Bromberg hat die erwähnte Gegend des Erzbischöflichen Ordinariats eine deutsche Parochialkirche genannt.

---

## Litteratur

Zur See, mein Volk! Die besten See-, Flottenlieder und Meerespoesien, für Haus und Schule, vaterländische Vereine und Feste gesammelt von Julius Lohmeyer. Im Auftrage der Freien Vereinigung für Flottenvorträge herausgegeben. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1900

Das meiste, was in Prosa über deutsche Flotte und Seegelung gesagt ist, fliegt man einmal durch und hat genug davon. Es ist ja dafür gesorgt, daß die Gedanken, die da ausgesprochen werden, uns immer wieder ins Ohr klingen; sie machen ihre langen Wege und Umwege in den Zeitungen und in den Reden der Parlamentarier. Was aber die deutsche Litteratur an Meerespoesien enthält, das liegt zum Teil tief begraben, und es ist dankenswert, daß man diese Schätze hebt und in Umlauf setzt. In vortrefflichen, warmen Worten hat der Herausgeber des Buchs die Notwendigkeit geschildert, auch der Phantasie, dem Gemüt der Deutschen den Zauber der Schönheit, der Unermeßlichkeit und Freiheit des Meeres mehr und mehr zu eröffnen. „Einsicht und Erkenntnis allein wecken noch nicht jene begeisterte Stimmung, die ein Volk zu großen Opfern und Thaten hinreißt.“ Das gilt vor allem von der Jugend, auf die dieses Bändchen sicherlich den tiefsten Eindruck machen wird. Aber auch der reife Mann wird gern einmal die Spiegelungen des Meeres in der Seele der Dichter an sich vorüberziehen lassen, und er wird neue Töne vernehmen. Seltsam, wie wenig „der Geist, der über den Wassern schwebt,“ in diesen Gedichten zur Geltung kommt; ist der religiöse Gedanke wirklich so schwach in der deutschen Meerespoesie vertreten? Auch wundert uns das Fehlen Venauischer Seebichtungen, die doch zu den tiefsten gehören.

---

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig